

3. Kapitel: Kontextualisierung und Performativität als empirisches Konzept

Eine praxeologische Annäherung an soziale Phänomene, impliziert eine radikale Wende. Eine Vielzahl vertrauter und selbstverständlicher Grundannahmen brechen auf. Dabei ist ein Aspekt von besonderer Bedeutung: Der Begriff der Praxis beschreibt nicht bloß eine andere Wirklichkeit jenseits der wissenschaftlichen Beschäftigung, sie schließt die Tätigkeit des Wissenschaftlers mit ein. Auch die wissenschaftliche Arbeit ist gesellschaftliche Praxis, ist Teil der gesellschaftlichen Prozesse und Zusammenhänge, die sie untersucht. Eine empirische Forschung erscheint in dieser Perspektive doppelt reflexiv. Sie hat es mit zwei ineinander verschränkten Praxen zu tun, der eigenen Forschungspraxis und der Praxis, die sie erforschen will. Sie ist zugleich Subjekt und Objekt, weil sie sich auf Subjektivierungs- und Objektivierungsprozesse fragend bezieht. Die doppelte Verschränktheit und Reflexivität erweist sich als komplex und herausfordernd, sobald man tatsächlich versucht, alle Dimensionen zu berücksichtigen. In jedem Moment müssen die Mittel der Erkenntnis als Produktionsmittel von Erkenntnis gedacht werden, und die Kluft zwischen der Forschungspraxis und der erforschten Praxis darf niemals zu groß werden; sie dürfen aber auch nicht ineinander fallen. In der sozialwissenschaftlichen Forschung begegnen sich zwei Praxen, die – obwohl ganz verschieden – durch eine gesellschaftliche und historische Dynamik miteinander verbunden sind. Aus diesen Gründen will ich in diesem Kapitel die Produktionsbedingungen und Überlegungen, die diesen Forschungsprozeß geprägt haben, soweit als möglich darlegen und auch begründen. Zentraler Begriff ist hierbei die Kontextualisierung; denn sie ist wesentliches Anliegen sozialwissenschaftlicher Praxis. Das interpretierende Aufeinanderbeziehen von verschiedenen sozialen Zusammenhängen ist ihr eigentliches Geschäft.

Um den theoriestrategischen Wechsel, der mit der Idee der Praxis verbunden ist, besser zu verstehen, ist es sinnvoll, ihn nicht nur von der ›positiven‹ Neuorientierung, sondern auch von den Verlusten her zu betrachten, da auf diese Weise die theoretische Problemlage verständlicher wird. Mit dem praxeologischen Ansatz verschwinden einige etablierte Erklärungsmodelle von Handeln, die nicht nur theoretisch relevant waren, sondern auch unser Alltagsbewußtsein tief durchdrungen haben. Die handlungstheoretischen Problemstellungen und soziologischen Grundfragen, die hier im Hintergrund stehen, hat Stefan Beck ausführlich behandelt. In Anknüpfung an Bourdieu formuliert er:

»Als Ziel seines Ansatzes formuliert Bourdieu unter Verweis auf die Feuerbach-Thesen von Marx, eine Theorie der Praxis zu erarbeiten, die ›die Praxis als Praxis konstituiert‹ (Bourdieu 19). Hierzu müßten alle Theorien aufgegeben werden, ›die explizit oder implizit die Praxis zu einer mechanischen, durch die vorhergehenden Bedingungen unmittelbar determinierenden Reaktionsform stempeln‹. Damit wird ein Rückgriff auf Konzepte wie Normen und Rollen, die dem konkreten Handeln vorgängig sind, explizit ausgeschlossen. Ausgeschlossen werden muß jedoch gleichzeitig auch ein rein voluntaristisches Konzept des Handelns, mit dem ausschließlich der freie Wille des Handelnden herausgestrichen würde [...].«¹

Die anerkannten und etablierten Formen der Erklärung von Handeln und Verhalten (die voluntaristische, die funktionalistische, die rationalistische) werden ausgeschlossen und damit auch die Idee einer wie auch immer konzipierten Verursachung und Verankerung der jeweils untersuchten sozialen Zusammenhänge. Gleichgültig, wie historisch und geographisch relativ diese sozialen Ordnungen und Handlungsmuster gedacht wurden, sie bildeten doch immer einen quasi metaphysischen Fixpunkt, in dem sich die Forschung verankerte. Das Grundmuster des Fragens und des Erklärens bleibt kausal. Mit der Hinwendung zum Akteur wurde versucht, den objektivistischen Ambitionen zu entkommen, und die soziale Ordnung als Leistung der Akteure zu zeigen und aus deren Perspektive zu verstehen. Damit wurde eine Wende Richtung Praxis unternommen, die allerdings oftmals nicht konsequent war und bloß den Ort der Verursachung verlagerte und das Prinzip der Kausalität reproduzierte. Beispielhaft dafür ist eine Vielzahl kulturwissenschaftlicher Arbeiten, deren Kritik am Strukturfunktionalismus mit einem Rückfall in voluntaristische Konzeptionen

1 Beck, Stefan: *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin, 1997, S. 318.

einhergeht. Dies gilt auch für eine Reihe feministischer Arbeiten, die im Anschluß an Butler die Geschlechterordnung dekonstruieren wollten.²

Um die Konsequenzen eines praxeologischen Theoriekonzepts für die empirische Praxis besser zu verstehen, möchte ich – wie schon angedeutet – auf die Verluste, die damit verbunden sind, näher eingehen. Die Aufgabe rationalistischer, voluntaristischer, strukturfunktionalistischer Erklärungsmodelle bedeutet, daß das Handeln der Individuen nicht durch einen unabhängigen, jenseits dieses Handelns liegenden Zusammenhang erklärt werden kann. Der Begriff »Praxis« beschreibt genau diesen konzeptionellen Bruch; denn in der Praxis vollziehen sich die kulturellen Muster nicht als Ausdruck oder Effekt einer dahinterliegenden Ordnung von Normen und Regeln, sondern in dem Vollzug der Praxis selbst. *Indem* man etwas tut, reproduziert sich eine Regel. Das Wörtchen *indem* bringt die Spezifik des praxeologischen Konzepts auf den Punkt. Für die empirische Forschung bedeutet dies, daß sie sich nicht mehr in der komfortablen Situation befindet, die kulturellen Muster und Regelmäßigkeiten, die sie beschreibt, in einen ursächlichen, begründenden Zusammenhang einordnen zu können. Vielmehr befindet sie sich auf dem schwankenden Boden von Praxen, die zwar eine beschreibbare Verfaßtheit haben, aber keinen begründeten Fixpunkt oder keine Ursache. Genau diesem Moment der Praxis entspricht die Idee der Performativität³; sie bildet gewisserma-

- 2 So grenzt sich Judith Butler explizit von einer solchen Interpretation ihrer Theorie explizit ab: »Die Dinge wurden noch mehr verschlimmert, wenn nicht noch weiter entrückt durch die Fragen, die mit dem Begriff der Performativität von sozialer Geschlechtsidentität aufkamen, der in *Das Unbehagen der Geschlechter* eingeführt wurde. Denn wenn ich argumentiere, daß die Geschlechtsidentitäten performativ sind, konnte das heißen, ich stelle mir das so vor, daß jemand morgens erwache, den Schrank oder einen etwas offeneren Raum auf eine Geschlechtsidentität eigener Wahl hin durchsehe, dann diese Geschlechtsidentität für den Tag anlege und die Einkleidung abends wieder an ihren Platz zurücklege. Ein derart absichtsvoll und instrumentell vorgehendes Subjekt, das *über* seine soziale Geschlechtsidentität entscheidet, hat fraglos nicht von Anfang an seine soziale Geschlechtsidentität und versäumt, sich klar zu werden, daß seine Existenz schon längst *von* der sozialen Geschlechtsidentität entschieden ist. Ganz sicher würde eine solche Theorie die Figur eines wählenden Subjekts – eines humanistischen Subjekts – im Zentrum eines Theorieprojekts wiederherstellen, dessen Nachdrücklichkeit in puncto Konstruktion einer derartigen Vorstellung doch wohl völlig entgegengesetzt ist.« Butler, Judith: *Körper von Gewicht*. Berlin, 1995, S. 14/15.
- 3 Auch Victor Turner, der das Konzept der *Performance* in die Anthropologie einbrachte, verortet es in diesem Problemzusammenhang: »For years, I have dreamed of a liberated anthropology. By ›liberated‹ I mean free from certain prejudice that have become distinctive features of the literay genre known as ›anthropological works‹, whether these are field monographs, compara-

ßen das methodische Pendant zum theoretischen Konzept der Praxis. Das Handeln und Verhalten der Forschungssubjekte wird weder als Produkt der gesellschaftlichen Struktur (Determinismus) noch als Effekt ihrer rationalen Erwägungen angesehen, sondern vielmehr als Produktionsstätte ebendieser kulturellen Muster. Als Performativität wird die Praxis zur »primären Analyseinheit«.⁴ Stefan Beck meint, daß eine solche theoretische Umorientierung Abschied von einer Grundfrage soziologischer Handlungstheorie nimmt:

»Während Bourdieus Ansatz für die Phase der Kritik an den objektivistischen Konzepten etwa des Strukturalismus steht oder an Modellen, die Kultur als »normatives« oder »symbolisches« System interpretieren, wird seit Anfang der 80er Jahre verstärkt auf die durch Unsicherheiten und Kontingenzen geprägte konstitutive Situativität der Praxis hingewiesen. Hiermit werden zwei zentrale Elemente der soziologischen Handlungstheorie aufgegeben, die lange Zeit auch für die Ethnowissenschaften prägend waren: erstens die Präokkupation mit dem Problem, »gesellschaftliche Ordnung« zu erklären, zweitens die implizite Vorannahme, daß etwa normative Vorgaben die situationsunabhängige, zeitstabile (Re) Produktion des individuellen Handelns nach legitimen kulturellen Mustern garantieren.«⁵

Gibt eine praxeologische Forschung die Erklärung der Ordnung von Gesellschaft zwangsläufig auf? An dieser Stelle bin ich mir nicht sicher. Sie gibt sicherlich eine bestimmte Form der Erklärung auf, nämlich die kausale Verursachung als Prinzip gesellschaftlichen Handelns. Die Regelmäßigkeit gesellschaftlicher Institutionen erscheint aus einer praktischen Per-

tives studies or textbooks. Such features have included: a systematic dehumanizing of the human subject of study, regarding them as bearers of an impersonal culture, or wax to be imprinted with cultural patterns, or as determined by social, cultural or social psychological »forces«, »variables«, or »pressures« of various kinds, the primacy of which is still contested by different schools of anthropologists.« Turner, Victor: *The Anthropology of Performance*. New York, 1988, S. 72.

- 4 Den Ausdruck übernehme ich von Greg Dimitriadis: *Performing identity/ Performing culture: Hip Hop as Text, Pedagogy and Live Practice*. New York, 2001, S. 12: »I will argue for a treatment of musical and performative processes that pays careful attention to the historical evolution of concrete contexts of production and consumption, »contexts of use« to echo de Certeau (1984), acknowledging that the division between the two is no longer easy or self-evident (p. 33). As I will argue, when we take the performance itself as our primary unit of analysis, we begin to see hip-hop texts as practices as complex and evolving, registering and responding to history in the concrete«.

- 5 Beck, Stefan, a. a. O., S. 323.

spektive schlichtweg weniger notwendig, sie rückt aber auf andere Weise in den Blick.

Trotz des hohen Maßes an kritischer Selbstreflexion in der *Social Anthropology* und Kulturwissenschaft wurde die Frage des Kontextes und der Kontextualisierung wenig verhandelt. Dabei treffen sich all die epistemologischen Fragen, die die wissenschaftliche Repräsentation im allgemeinen und die fremder Kulturen im besondern aufwirft, im Problem der Kontextualisierung. Ladislav Holy erklärt dieses Vergessen des Kontextes damit, daß die Kontextualisierung das genuine Konzept der Anthropologie überhaupt ist.

»In spite of all the changing epistemological traditions in anthropology, the concept of meaning and context constitute the perennial linchpins of our interpretations. [...] It seems to me, however, that we need to pay more attention to the process of contextualisation to understand why we interpret the studied phenomena the way we do.«⁶

Wie stellt sich das Problem der Kontextualisierung dar? Es stellt sich auf zweierlei Weise dar: erstens als ein philosophisches, nämlich erkenntnistheoretisches mit der Frage nach den Geltungsansprüchen bestimmter Interpretationen und Erkenntnisse; zweitens hinsichtlich des Forschungsprozesses und seiner methodologischen Gestaltung. Hier geht es weniger um erkenntnistheoretische Grundsatzfragen als um konkrete Entscheidungen, die mehr oder weniger offen gelegt und gerechtfertigt werden können.⁷ In der Verschränkung dieser beiden Frageperspektiven ist die Kontextualisierung für die disziplinäre Identität bedeutsam. Die Frage, mit welchem Anspruch was gewußt wird, sowie die Wege und Verfahren, mit denen dies erreicht wird, machten das Profil einer wissenschaftlichen Disziplin aus.⁸ Daß Wissen kontextualisiertes Wissen ist, ist der Anthropologie selbstverständlich. Die Frage ist also vielmehr, was, wie und warum und mit welcher Begründung kontextualisiert wird. Durch die Nachvollziehbarkeit des jeweiligen Forschungsprozesses gewinnt dieser an Transparenz und Plausibilität. Verschiedene Autoren beklagen hier einen Mangel und fordern, sich mit den zahlreichen Implizitäten der sozialwissenschaftlichen Forschung stärker zu beschäftigen. Ladislav Holy formuliert dieses Problem bezogen auf den Kontext so:

6 Holy, Ladislav: Contextualisation and Paradigm Shifts, in: *The Problem of Context*. Dilley, Roy (Hg.). New York, Oxford, 1999, S. 49.

7 Ähnlich unterscheidet Roy Dilley: Preface in: *The Problem of Context*. Dilley, Roy (Hg.). New York, Oxford, 1999, S. xii.

8 Vgl. Beck, Stefan, a. A. O., S. 72–82.

»Context is a frame that surrounds the phenomenon which we try to understand and that provides resources for its appropriate interpretation. The notion of context thus implies a fundamental juxtaposition of two entities: a focal phenomenon and an environment within which is embedded (Goodwin and Duranti 1992: 3). As the formulation which I have used in the preceding two sentences suggest, the best we have so far been able to do is to picture context metaphorically: context as a frame (Goffman 1974) surrounding the phenomenon to be understood and made meaningful, context as an environment (Scharfstein 1989: 1), as a background, as a perspective (Hobart 1985, 1986: 8) or as a stage on which the phenomenon to be understood occupies the central position. The variant of the latter imagery is the linguists metaphor of the figure and ground (Goodwin and Duranti 1992: 9–11).«⁹

Die metaphorische Rede verschleiert; sie setzt Bilder an die Stelle konkreter Bestimmungen. Der Grund für diesen unscharfen Umgang mit den fachspezifischen theoretischen Entscheidungen und deren Verdunkelung scheint mir – in der Anthropologie, aber auch in anderen Sozialwissenschaften – darin zu liegen, daß es dabei um disziplinäre Identität geht. Das bestätigt auch die Argumentation von Roy Dilley, der darauf hinweist, daß das sozialwissenschaftliche Kontextualisieren eine Form der sozialen Praxis darstellt.

»Our own anthropological knowledge is obviously implicated in the construction of those contexts we regard as relevant to particular problems – these problems are themselves a function of our knowledge systems. The construction of contexts is therefore intimately connected with how we conceive of knowledge, and this fact must, therefore, have consequences for how we conceive of what contexts might or might not be appropriate for the analysis of other's people practices. If the idea holds that contextualising is a very specific form of social practice – [...] then the kinds of knowledge claims behind this type of practice need inspecting.«¹⁰

Als soziale Praxis ist die sozialwissenschaftliche Kontextualisierung keine heilige Kuh. Sie ist mit Absichten, Politik und auch mit Macht verbunden und als solche bewertbar. Ein nicht unerheblicher Anteil der wissenschaftlichen Ambition bestand darin, diese Verwicklung in politische und ideologische Motive auszublenden und die Forschungspraxis als reine, absichtslose und unmittelbare Repräsentation der erforschten Phänomene erscheinen zu lassen. Das Problem scheint mir dabei weniger die Tatsache zu sein, daß Motive im Spiel sind, sondern der Makel, der diesen im For-

9 Holy, Ladislav: Contextualisation and paradigm shifts, in: *The Problem of Context*. Dilley, Roy (Hg.). New York, Oxford, 1999, S. 49.

10 Dilley, Roy: *The Problem of Context*. New York, Oxford, 1999, S. xii/xiii.

schungskontext anhaftet. Aus diesem Grund möchte ich versuchen, die hier vorgenommenen Kontextualisierungen möglichst offenzulegen. Die Tatsache, daß diese Kontextualisierungen auf bestimmten Entscheidungen des Wissenschaftlers basieren, muß nicht als Problem verstanden werden. Roy Dilley führt einen Begriff ein, der aufgrund seiner Neutralität für ein solches Vorgehen geeignet ist. Dilley versteht Kontextualisierung als Herstellung von Verbindung (connection):

»Context is, therefore, part of the problem of the way in which anthropologists interpret the rules of interpretation (see Parkin 1995). One of the difficulties in handling a topic such as context is that it is linked in our conception of things to other equally problematic analytical concepts such as ›meaning‹ and ›interpretation‹. [...] One possible line of approach is to think of context in terms of ›connection‹. The act of interpreting has been described as the act of creating connections; that to interpret is to make a connection (Ormiston and Schrift 1990). Context too involves making connections and, by implication, disconnections.«¹¹

Der Terminus Verbindung ist in verschiedener Hinsicht neutral: Er sagt, auch im Unterschied zum Begriff Kontextualisierung, nichts über die Elemente der Verbindung und auch nichts über die Art ihrer Verbindung aus. Die Neutralität des Wortes Verbindung erfordert, bedeutungs- und ergebnisgenerierendes Herstellen von Zusammenhängen und Bezügen im Prozeß der Forschung offenzulegen und zu rechtfertigen; es wird also nicht implizit über vermeintlich selbstverständliche Zusammenhänge eingeführt.

Unter den Schlagworten Eurozentrismus und *Othering* wurde in der Social Anthropology/Europäischen Ethnologie vor einigen Jahren eine kritische Diskussion geführt, in die auch das Problem der Kontextualisierung miteinbezogen wurde. Eine Unterscheidung, die in dieser Diskussion besondere Bedeutung gewann, ist die zwischen den Deutungen und Kontexten der erforschten Subjekte und denen der Forscher:

»However, two types of meaning have to be clearly distinguished. So long as the cognitive endeavour of the actors is either explicitly or implicitly disregarded, the meaning ascribed to the studied phenomena is no more than a product of the reflexive consciousness of the analyst. This type of meaning can be called ›sociological‹ (Meeker 1976: 257) or analytical as it is formulated by the analyst on the basis of his or her understanding of the contextual relevance. In contradistinction to this, ›cultural meaning‹ is produced by the reflexive consciousness of the actors.«¹²

11 Ebenda, S. 2.

12 Ebenda, S. 54.

Unter dieser Perspektive erscheint die Frage nach der Kontextualisierung auch als Konkurrenz zwischen Forscher und Akteur¹³, wobei der Forscher die Macht hat, die Kontexte und damit auch die Bedeutungen festzulegen. Gegen das ungebrochene Ausspielen dieser Macht richtete sich Kritik. An die Stelle der wissenschaftlichen Kontexte galt es, die Kontexte der »Eingeborenen« zu stellen. Die kritische Selbstreflexion der Forschungskonzepte und Wissensansprüche ging einher mit einem gewissen pathetischen Unterton im Hinblick auf Akteursperspektiven und ihre Sinnkonstruktionen, die es nun in den Mittelpunkt zu rücken galt.¹⁴

Ein Aspekt scheint mir dabei besonders interessant zu sein: die Bewertung der akademischen und »eingeborenen« Kontextualisierungen. Stefan Beck knüpft an diese Unterscheidung an, indem er eine Umorientierung von einem *bedeutungslimitierenden* Kontext hin zu einem *bedeutungsermöglichenden* Kontext auch für die deutsche Volkskunde einklagt.¹⁵ Obwohl sich die Begriffsverhältnisse hier nicht eins zu eins ineinander übersetzen lassen, kann man doch den *bedeutungslimitierenden* Kontext auf die analytisch-akademischen Kontextualisierungen und den *bedeutungsermöglichenden* auf den feld- bzw. akteursgenerierten Kon-

13 Ein Spezifikum meiner Arbeit ist, daß die erforschten Subjekte und die Forscherin nicht so weit voneinander entfernt sind, wie man es für klassische ethnologische Arbeiten erwartet. Tatsächlich bedienten sich zumindest einige meiner Interviewpartner kultur- und sozialwissenschaftlicher Begriffe und Argumentationen, um mir ihre Alltagspraxis zu erläutern. Auf der anderen Seite gehöre auch ich in das von mir ausgewählte Sampling und bin mit den Einstellungen der von mir erforschten Akteure vertraut – das gilt natürlich in besonderem Maße für die Frauen. Es ist hier also nicht unbedingt so, daß sich die »Eingeborenkontexte« und die Forschungskontexte so strikt unterscheiden. Es liegt deshalb nahe – insbesondere in Anknüpfung an Roy Dilleys Beschreibung von Kontextualisierung –, einen offenen und experimentellen Umgang mit den im Forschungsprozeß auftauchenden und vorgenommenen Kontextualisierungen zu betreiben.

14 Durch die Kritik an der ethnographischen Repräsentation der Fremden als die »Anderen« rückten diese als Subjekte mit eigenen Interpretationen stärker in den Vordergrund. Vgl.: Berg, Eberhard; Fuchs, Martin: Phänomenologie der Differenz, Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation, in: *Kultur, Soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Berg, Eberhard; Fuchs, Martin (Hg.), Frankfurt a. M., 1993, S. 11–108. Insbesondere Pierre Bourdieu machte darauf aufmerksam, daß diese exzessive Selbstkritik auch die Gefahr narzißtischer Selbstbespiegelung in sich birgt. Siehe Bourdieu, Pierre: Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität, in: *Kultur, Soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Berg, Eberhard; Fuchs, Martin (Hg.), Frankfurt a. M., 1993, S. 365–374.

15 Ebenda, S. 341/342.

text zurückführen.¹⁶ Die wissenschaftliche Kontextualisierung wird also tendenziell mit Beschränkung, die Kontextualisierung der Akteure mit neuer Bedeutung und Kreativität in Verbindung gebracht. Damit verbunden ist auch ein spezifisches Verständnis der Akteure. Diese sollen weder bloß als Ausführungsorgane vorgegebener kultureller Regeln verstanden werden noch als autonome, rational abwägende Subjekte. Vielmehr wird das Augenmerk auf die eigensinnige Kreativität der Akteure im Umgang mit den kulturellen Bedeutungen gelegt.¹⁷ Um die Problematik, die mit dieser Bewertung von Kontexten verbunden ist, verständlich zu machen, muß man das Problem von Kontextualisierungen allgemein verstehen. Der situative Kontext einer Handlung (aber auch eines Dings) ist prinzipiell unendlich. Wir haben es also mit gegenläufigen Forderungen zu tun. Einerseits gilt es den Forschungsprozeß möglichst offen und bedeutungsermöglichend zu konzipieren; andererseits muß man aber auch einschränken und limitieren, um diesen Prozeß kontrollierbar zu halten. Ich halte diese paradoxe Dynamik für durchaus produktiv, wenn sie bewußt als Instrument eingesetzt wird. Es stellt sich aber die Frage, welche Dimensionen dieses Kontextes als forschungsrelevant gelten sollen und wer

- 16 »In der deutschen Sachkulturforschung wird der Begriff ›Kontext‹ vor allem als hermeneutisches Instrument eingesetzt, mit dem vor dem Hintergrund der potentiellen Vielfalt möglicher sozialer und kultureller Bedeutung eines Objekts die für eine spezifische Situation gültige Bedeutung rekonstruiert werden soll. ›Kontext‹ stellt hier eine bedeutungslimitierende Kategorie dar. Im Gegensatz hierzu wurde der Begriff ›context‹ in den US-amerikanischen Folklore-Studies – angeregt durch neuere Entwicklungen der Linguistik – seit den 70er Jahren als analytische Kategorie entwickelt, ›(which) referred to the system of expressive genres carried by a group as part of its equipment for living‹. (Abrahams; Roger D.: After new Perspectives: Folklore Study in the Late Twentieth Century, in: *Western Folklore*; Vol. 52, April 1993, S. 378–400, hier S. 387) Der Ausdruck ›equipment for living‹ weist darauf hin, daß Kontext hier nicht wie in der deutschsprachigen Volkskunde hermeneutisch, sondern als zentrales Element des in den Folklore-Studies etablierten performance-Konzepts anzusehen ist: Kontext stellt in diesem Ansatz das Referenzsystem der Interaktionspartner dar, vor dessen Hintergrund sie mit den polyvalenten Bedeutungsebenen einer Äußerung spielen und so auch konventionalisierte Bedeutungssysteme verändern können. ›Kontext‹ stellt somit eine bedeutungsermöglichende Kategorie dar.« Beck, Stefan: a. a. O., S. 341/342.
- 17 »Stress on context in interpretation is a distinguishing feature of social anthropology. Phenomena are illuminated by appeal to their surroundings; but these surroundings themselves are selected and interpreted in different ways. These differences are relevant to what is seen as problematic and to what counts as explanation. The apparently simple notion that it is contextualism and the invocation of context that give form to our interpretations raises important questions about context.« Dilley, Roy: *The Problem of Context*. New York, Oxford, 1999, S. x.

dieses festlegt und warum. Die Betonung der Kreativität der Akteure und ihres Handelns ist eine tendenziell normative Annahme, die als Gegenbewegung und Korrektiv verkürzter Handlungsmodelle gerechtfertigt ist, die aber eher Ergebnis und nicht Implikation der Forschung sein sollte. Es gibt verschiedene Möglichkeiten mit der Frage der Kontextualisierung im Forschungsprozeß umzugehen: Die Akteure legen den Kontext selbst fest. Die Kontextualisierung wird damit zum Gegenstand der Forschung selbst. Der Eingriff des Forschers besteht dann darin, zu einem bestimmten Zeitpunkt den endlos weiterverfolgbaren Kontexten Einhalt zu gebieten. Eine andere Möglichkeit besteht darin, daß der Forscher durch seine Forschungsfrage einen Kontext festlegt, in dem sich die Akteurskreativität entfaltet. Der Forschungsprozeß muß für beide Dimensionen des Kontextes offen sein: für die bedeutungs*limitierende* ebenso wie für die bedeutungs*ermöglichende*. Diese konzeptionelle Offenheit reflektiert, daß weder Kontext noch Akteur determinierend sind, sondern daß sich die Ordnung der sozialen Praxis situativ und prozessual ergibt. Das hier umgesetzte Forschungskonzept bezieht zwei soziale Praxen unmittelbar aufeinander und versteht sie als zwei Beziehungskomplexe, die sich gegenseitig moderieren und formieren. Das soziale Geschehen wird auf diese Weise weder als Effekt einer gesellschaftlichen Struktur (= strukturalistische Verkürzung) noch als Produkt einer individuellen Motivation und Aktion (= intentionale Verkürzung) gedeutet, sondern als relationale Praxis: Weder die Akteure noch der soziale Kontext gelten dabei als alleinige, determinierende Konstruktionsinstanzen der Geschlechterdifferenz; vielmehr werden Strukturiertheit und Wandel als Elemente der Praxis verstanden.¹⁸ Die explizite und systematische Verbindung zweier Praxen stellt eine spezifische Form der Kontextualisierung dar, die ich *symmetrisch* nennen möchte, da die Dimensionen, die aufeinander bezogen werden, im Hinblick auf ihren konzeptionellen Status gleichberechtigt sind: Es sind beides *Praxen*. Dadurch unterscheidet sich diese Form der Kontextualisierung von solchen, bei denen ein (einzelnes, singuläres) Phänomen (z. B. die Kleidungspraxis) durch einen globaleren, strukturell stabileren Kontext erklärt wird (z. B. die sozialen Unterschiede). In diesem Typ der

18 Ganz ähnlich verfahren Cynthia Cockburn und Susan Omrod in ihrer Mikrowellenstudie: »Die Forschung, auf der das Buch basiert, war in mehr als einer Hinsicht innovativ. Wir wollten etwas ziemlich Abstraktes empirisch untersuchen: das Verhältnis zweier Beziehungskomplexe. Insbesondere wollten wir besser verstehen, wie *Technologieverhältnisse Geschlechterverhältnisse* formen und wiederum von diesen geformt werden.« Cockburn, Cynthia; Omrod, Susan: Wie Geschlecht und Technologie in der sozialen Praxis »gemacht« werden, in: *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Dölling, Irene; Kraus, Beate (Hg.), Frankfurt a. M., 1997, S. 17–47, hier S. 17.

Kontextualisierung sind die Dimensionen »Ordnung« und »Variabilität« ungleich verteilt: Der Kontext wird als die stabilere und ursächliche Dimension angesehen, während das jeweils erklärte Phänomen flüchtiger und wandelbarer erscheint. Die Verknüpfung zweier Praxen gibt diese Asymmetrie zugunsten einer Konzeption auf, die die kontextualisierten Dimensionen gleichermaßen als organisiert (strukturiert) und dynamisch (wandelbar) versteht. Die Praxen organisieren und modifizieren sich durch die jeweils andere, und genau dieser Prozeß der wechselseitigen Formierung soll Gegenstand der ethnographischen Beschreibung werden. Die Praxis wird *als Praxis* konzipiert und untersucht, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes.¹⁹ Die Kleidungspraxis wird *als* Geschlechterpraxis und die Geschlechterpraxis *als* Kleidungspraxis erforscht.

Die ineinander greifenden Praxen als primäre Analyseeinheit weisen den Akteuren eine spezifische Rolle zu. Sie werden als vermittelnde Instanz zwischen den beiden Praxen positioniert. Damit stehen die Akteure zwar im Zentrum der Forschung, ohne jedoch in die Rolle von Machern, autonomen Subjekten oder Konstrukteuren der Strukturen zu geraten. Die Position der Akteure ist tatsächlich eine vermittelnde und vermittelte. Sie beziehen sich in ihrer Praxis und in ihren Reflexionen auf die kulturellen Muster und diskursiven Strukturen, die in den gesellschaftlichen Institutionen Kleidung und Geschlecht vorgegeben sind. Sie reflektieren, verhandeln, kritisieren, bekämpfen oder reproduzieren die sozialen Formen. Durch diese zentrale, aber auch vermittelte Position bleibt das Verhältnis zum Kontext offen. Er kann, je nach Situation und Akteur, bedeutungs-limitierend oder bedeutungsermöglichend, manchmal sogar beides zugleich sein. Dieses konzeptionelle Arrangement hat den Vorteil, daß der Akteur den kontextuellen Bezug zwar nicht thematisch bestimmt²⁰, wohl

19 Die Forderung von Bourdieu, die Praxis *als Praxis* zu erforschen, steht zwar im gleichen theoretischen Problemkontext, meint aber trotzdem etwas anderes, nämlich die Kritik an Theorien, die die Logik ihrer Erklärungen mit der Logik der Praxis verwechseln. Vgl. Bourdieu, Pierre: *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt a. M., 1979, S. 143. Vgl. auch Bourdieu, Pierre: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M., 1993, S. 25ff.

20 Ich habe mich also dafür entschieden, die thematische Kontextualisierung nicht den Akteuren zu überlassen, sondern sie festzulegen und recht klare Vorgaben zu machen, indem ich sie das Thema Geschlecht primär an Hand der Kleidung thematisieren ließ. Ich habe ihnen also nicht die Möglichkeit gegeben, sich den thematischen Kontext für die Explikation ihrer Geschlechtervorstellungen selbst zu wählen. Dieses Vorgehen erschien mir sinnvoll, weil die Akteure ihre alltagsweltlichen Vorstellungen und Theorien über die Welt (der Geschlechter) besser und ehrlicher entwickeln können, wenn sie sich dabei auf etwas Konkretes, Vorgegebenes beziehen können, als wenn sie den Geschlechterdiskurs direkt reproduzieren. Gerade für die Erforschung von Geschlechterverhältnissen ist das von besonderer Bedeu-

aber die Form des Bezugs: ob es sich um eine limitierende oder eröffnende Beziehung handelt. Auf diese Weise wird das Verhältnis von Akteuren und Kontext nicht vorab festgelegt. Die Frage, ob sie sich kreativ oder defensiv, konstruktiv oder rekonstruktiv, subversiv oder affirmativ verhalten, wird nicht qua theoretischer Setzung entschieden; sie wird zu einer wesentlichen Frage des Forschungsprozesses selbst. Die Forschungssubjekte und Akteure reflektieren in einem solchen Forschungssetting ihre sozialen Praxen aus der Perspektive ihres Alltags. Auf diese Weise können die Potentiale, Grenzen – allgemein die Dimension und Bedeutung, die eine Praxis hat – besser verstanden werden. Die thematische Fokussierung auf die Situation des Sich Kleidens eröffnet auf der anderen Seite den Blick für die strukturellen Bedingungen dieser Alltagspraxis. Obwohl damit die Freiheit der Akteure beschnitten wird, gibt es verschiedene Gründe, die ein solches Vorgehen rechtfertigen und den scheinbaren Nachteil in einen Vorteil verwandeln:

1. Die Alltagstheorien der Akteure konkurrieren weniger diffus oder offen mit den Theorien der Forscher, wenn sie einen stabilen und kontrollierbaren Forschungsrahmen haben.
2. Die starke Stereotypisierung des Themas Geschlecht macht ein evokatives Vorgehen sinnvoll. Die Aufmerksamkeit der Forschungssubjekte wird vom Thema Geschlecht ab und auf das Thema Kleidung umgelenkt. Geschlecht wird so der bewußten Kontrolle und Aufmerksamkeit der Interviewten entzogen und dient weniger der Selbstdarstellung und Reproduktion geschlechtlicher Stereotypen.
3. Den Interviewpartnern wird die Gelegenheit gegeben Geschlecht durch Kleidung und Kleidung durch Geschlecht zu explizieren. Die Vermittlung beider Praxen findet dadurch nicht bloß als eine nachträgliche Operation im Forschungsprozeß statt, sondern ist genuines Element des Forschungsprozesses von Anfang an.

Die Interviews habe ich so angelegt, daß die Interviewpartner und Interviewpartnerinnen ihre Vorstellungen von Geschlecht nicht direkt, sondern über ihre Kleidungspraxis bzw. über ihre Wahrnehmung von Kleidungsstücken oder bekleideten Personen explizieren. Ich habe also nach ihrer Kleidungspraxis gefragt. Dabei spielte Geschlecht zunächst keine Rolle. Dies zu thematisieren, war den Befragten überlassen. Das Material, das ich so erhoben habe, gibt Einblick in die alltägliche Situation des Anziehens und Kleidens aus der Perspektive der Akteure und Akteurinnen. Auf diesem Material beruht vor allem der Vergleich zwischen weiblicher und

tung, da auch die Machtverhältnisse und Kontrollmechanismen unvoreingenommener behandelt werden können.

männlicher Kleidungspraxis. Meine Interpretation dieses Materials zielte weniger darauf, was für Kleidung Männer und Frauen tragen, sondern vielmehr darauf, wie sich die alltägliche Situation des Anziehens vor dem Kleiderschrank bzw. vor dem Spiegel darstellt. Das Resultat ist hier, daß die männliche Kleidungspraxis eine strukturell andere ist als die weibliche und die Situation des Sich-Kleidens auch unterschiedliche Anforderungen aufweist. Diesen strukturellen Unterschied beziehe ich in der Interpretation auf Geschlecht bzw. auf die Verhandlung geschlechtlicher Identität. Ich habe weiter danach gefragt, ob es Kleidungsstücke gibt, die den Befragten zu männlich bzw. zu weiblich sind. Damit wurde der geschlechtliche Bezug von Kleidung direkter thematisiert. Ich erfuhr, wie die Akteure und Akteurinnen Geschlecht mittels Kleidung verhandeln, welche irritierenden oder triumphierenden Erfahrungen sie dabei machen oder welche geschlechtsspezifischen Statements sie mit Kleidung machen oder nicht machen wollen. Schließlich habe ich den Interviewpartnern Fotos von bekleideten Personen vorgelegt und sie gebeten, mir diese Personen zu erläutern. Es zeigte sich, daß dies eine sehr anspruchsvolle und nicht ganz unproblematische Aufgabe war, mit der die einzelnen Interviewpartner und Interviewpartnerinnen unterschiedlich umgingen und zurechtkamen. Auf diese Weise wurden die Haltungen und Wertvorstellungen expliziert. Dieses Material diente mir als allgemeineres Hintergrundwissen über die von mir Erforschten und sicherte die konkreten Interpretationen ab.

